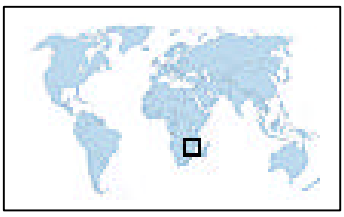
Newsletter 7 – Malawi – The warm heart of Africa

26. September 2003 bis 08. Oktober 2003

Alle reden vom See



Das kleine Malawi (man kann es etwa drei Mal auf der Fläche der Bundesrepublik Deutschland unterbringen) ist geformt wie ein Schlauch. Dieser schmiegt sich an die größte Attraktion des Landes, den Malawisee. Der See hat das Land berühmt gemacht. Er ist der drittgrößte See Afrikas und zählt außerdem zu den vier tiefsten der Welt. Viel imposanter ist aber sein Fischreichtum: Annähernd 1000 verschiedene Fischarten sind hier heimisch, knapp 360 davon sind endemisch. Die kleinen Buntbarsche aus der Zichliden-Familie zieren weltweit die Süßwasser-Aquarien.

Entlang der Küste gibt es zahlreiche Fischer-Orte die zum Baden und Schnorcheln einladen. Aber Vorsicht ist geboten, denn auch hier sind Krokodile und Nilpferde zu Hause. Um der Bilharziose zu entgehen, steigen wir nur dort in das wohltemperierte Nass, wo kein Schilf wächst und Dörfer fern sind. Dem gut gemeinten Ratschlag, auf das Baden ganz zu verzichten, kann hier niemand lange Folge leisten.

Unsere Reise zum Bade- und Tauchurlaub beginnt am kleinen Grenzübergang hinter Lundazi in Sambia. Hier ist bei unserer Ankunft keiner zu Hause. Aber die Anwesenheit von Muzungus (=Weiße) spricht sich schnell herum. Die Grenzabwicklung erfolgt wenig später in freundlicher, fast familiärer Atmosphäre. Wie immer sind wir gespannt wie sich die Menschen auf der anderen Seite des Balkens gebärden, denn ein neues Land bedeutet auch immer neue Temperamente. Der Beamte der Einwanderungsbehörde in Malawi freut sich über den Besuch aus Deutschland. Er hat vor wenigen Jahren eine Weiterbildung in Dresden gemacht. Die Dame der Zollabfertigung fragt mich, ob ich Zeitschriften dabei habe. Ich überlasse ihr meine Cosmopolitan aus Südafrika. Sie muss sich mit der Lektüre allerdings gedulden, bis ihr Chef die Zeitschrift durchgeblättert hat. Das Carnet de Passage zu prozessieren ist hier erstaunlicherweise kostenpflichtig.

Frauen und Kinder balancieren Maismehlsäcke auf ihren Köpfen

Da nur einheimische Währung akzeptiert wird, müssen wir einen Geldwechsler bemühen. Uns ist diese höchst illegale Angelegenheit direkt unter der Nase der Staatsdiener zwar suspekt, aber da sie es selbst vorschlagen, gilt hier offensichtlich die Regel „wo kein Kläger, da kein Richter“.

Die Südspitze des Sees – Sonnenuntergänge laden zum träumen ein

Die Anfahrt zur Südspitze des Malawisees über Dedza führt durch die Berge, vorbei an kleinen, an den Hang gebauten Dörfern. Die Lokalbevölkerung hat sich hier auf ein Touristen-Business spezialisiert, mit dem sie bei Stefan genau den richtigen Knopf drückt – Spielzeugautos. Glücklicherweise ist auch ein Land Rover Defender dabei. So wird unsere bereits ein Blech- und ein Stroh-Modell umfassende Sammlung um die Holzvariante erweitert. Die Jungs freuen sich über das Geschäft und wir nutzen die Gelegenheit noch ein paar Schnappschüsse zu machen. Das Foto-Shooting mit Kindern läuft in Afrika immer ähnlich ab. Sie gebärden sich wie Filmhelden. Da im afrikanischen Fernsehen hauptsächlich billige Actionfilme aus Fernost gezeigt werden, imitieren die Kleinen Kung Fu-Kampfposen ihrer Vorbilder.

Bruce Lee und Jacky Chan aus Afrika

Cape McClear - Ein Dorf zwischen Vergangenheit und Zukunft

Der Fischerhafen von Cape McClear

Cape McClear ist ein kleines Fischerdorf, das sich seinen ursprünglichen Charakter trotz des Tourismus bisher bewahrt hat. Noch gibt es weder geteerte Straßen noch Elektrizität. Das Leben folgt einem steten Rhythmus. Das Zentrum bildet die Fischerei. Jeden Abend ziehen die Fischer mit ihren Einbäumen hinaus auf den See.

Sie betreiben Schwarmfischerei, wobei die Capentas (kleine Süßwasserfische, in Geschmack und Aussehen ähnlich Sardinen) mit Petroleumlampen in die Schleppnetze gelockt werden. Wenn es dunkel ist kann man dieses Treiben gut beobachten. Tausend kleine Punkte flackern dann wie Sterne auf dem See.

Zwei Beach-Boys und ihre Capentas

Lodge verlassen, werden wir attackiert wie Berühmtheiten. Alle wollen das gleiche Produkt verkaufen.

Wir sitzen in der Bucht auf einem großen Felsen und lassen den Blick über den See schweifen. Die untergehende Sonne taucht die Szene um uns in warmes Abendrot. Frauen baden ihre Kinder im See.

Diesen frisch gefangenen Campango grillen wir zum Abendessen

Am Strand werden immer mehr Unterkünfte für Touristen errichtet. Diese drängen die Häuser der einheimischen Fischer zurück. Hier trocknen in absehbarer Zeit mehr Muzungus als Capentas in der Sonne. Viele der jüngeren Männer ziehen das Geschäft mit den Touristen der Fischerei vor. Allerdings treten sich diese „Beach Boys“ gegenseitig auf die Füße. Das Resultat: Sobald wir die Chembe

Frühstücksidyll am Malawi See

Junge Männer paddeln in Booten um die Wette. Fischer sortieren ihre Netze. Wie so oft in Afrika ist von irgendwoher Gesang zu hören. Der Barmann der Lodge, Farnacio, bringt zwei Trommeln. Der blütenweiße Sandstrand ist auch dann noch warm, wenn die Sonne als glutrote Scheibe am Horizont verschwunden ist. Wir lassen uns nieder und er zeigt mir ein paar Takte. Mein armseliges Geklopfe hallt noch lange durch die Nacht.
Damit ich einen Eindruck davon bekomme, wie das Trommeln bei den Einheimischen klingt, wollen wir die Chorprobe im Dorf besuchen. Diese findet jeden Dienstag um 16 Uhr statt. Da in den meisten Ländern Afrikas Zeit ein dehnbarer Begriff ist (es gibt tatsächlich Ausnahmen, aber davon erst später), machen wir uns so auf, dass wir um 16.30 Uhr vor Ort sind. Als wir im Dorf ankommen, ist von Sängern und Trommlern noch nichts zu sehen. Wir unterhalten uns mit einer Frau die Capentas in der Sonne trocknet. Sie wendet jedes einzelne Fischlein mit der Hand. Es sind Tausende. Aus dem Augenwinkel beobachte ich, wie unterdessen ein Mann, seine zusammengerollten Notenblätter in der Hand, von Haus zu Haus wandert. Es ist der Chormeister der seine Schäfchen zusammentrommelt. Als es losgeht ist es 17 Uhr. Die Probe findet in einem Garten statt. Die Sängerinnen und Sänger, Kinder und Jugendliche im Schulalter, stehen im Kreis. Wir halten uns zunächst hinter dem Zaun auf. Es dauert jedoch nicht lange bis wir hereingebeten werden. Der Aufforderung mitzumachen kann nur Stefan widerstehen. Mir zuliebe singen sie sogar ein Lied in englischer Sprache. Nach und nach kommen noch einige Frauen hinzu. Der Kreis aus sich im Takt wiegenden Menschen wird dynamisch erweitert und verkleinert. Neben mir singt ein Mädchen, vielleicht 13 Jahre alt, die ihre kleine Schwester auf dem Rücken trägt.. Man sieht in den Gesichtern aller Anwesenden, dass Musik wichtiger Bestandteil ihres Lebens ist. Ihre Begeisterung steckt uns an.

Schwimmen wie im Aquarium

Simon und Willis sind unsere beiden Beach Boys für den Schnorchel-Ausflug zur nahegelegenen Insel. Mit Besorgnis begutachte ich das Holzkanu mit dem wir die Überfahrt bewerkstelligen wollen. Die Einbäume sind hier traditionell so ausgehöhlt, dass man gezwungen ist, auf dem Rand des Bootes zu sitzen. Das fordert den Gleichgewichtssinn heraus, denn der Schwerpunkt liegt deutlich oberhalb der Wasseroberfläche. Der Muskelkater im Hinterende ist unvermeidlich.
Aber die Pein lohnt sich. Das Wasser um die Insel ist glasklar und wir können die vielen bunten Fische schon von den Felsen aus sehen. Wir gesellen uns zu ihnen. Die Sonne entwirft ein Licht und Schatten Spiel. Schwärme kleiner Zierfische umgeben uns. Wir fühlen uns wie im Aquarium.

Selbst dieser kleine Fratz übt schon das Paddeln für den Einbaum

In den hohen Bäumen über uns sitzt ein Pärchen Fischadler. Die unverwechselbaren Schreie sind schon eine ganze Weile zu hören. Simon erregt ihre Aufmerksamkeit, indem er laut pfeift und dann mit einem Fischköder wedelt. Danach wirft er diesen in den See. Der Adler kommt tatsächlich und pflückt den Leckerbissen nur acht Meter von uns entfernt von der Wasseroberfläche. Ein tolles Schauspiel.

Chinteche – Urlaub von der Reise

Chimango - Stefans neuer Freund

Die Blackcontinent-Badestrand-Tour bringt uns zur Nqwazi-Lodge in Chinteche. Hier steht Landy unter großen Bäumen auf dem Rasen, während wir uns im weißen Sand wälzen oder über die Felsküste hinweg in den See hineinspringen. Eigentlich wollen wir gar nichts anderes. Stefan hat aber schon wieder Kontakte zu Einheimischen geknüpft und denen fällt immer etwas ein, um uns aus der Hängematte zu locken.

Von Ugali, (N)sima, Sadza und Posho

Patrick knetet Kasawa, unter dem Dach vor seinem Haus

Patrick, ein Überlebenskünstler, schlägt uns ein Tour durch sein Dorf vor. Er will uns erklären was es auf sich hat mit der weißen klebrigen Masse, die im südlichen und östlichen Afrika alle Einheimischen mit Begeisterung verzehren. Die Rede ist von Kasawa, in Europa als Maniok bekannt.

Die Pflanze ist widerstandsfähig, leicht zu vermehren und ihre Wurzeln sind stärkehaltig wie Kartoffeln. Die Frauen weichen die Wurzeln in Wasser ein, legen sie dann zum Trocknen aus und stampfen sie anschließend im Mörser zu Mehl. Wer die 30 Kwatcha (etwa 20 Eurocent) übrig hat, kann auch zur Mühle gehen und das Mehl mahlen lassen. Das geht zwar nicht schneller, denn die Warteschlange ist stets lang, aber es ist weniger anstrengend und man hat Gelegenheit zu einem Schwätzchen. Das Mehl wird dann bis zum Gebrauch in großen Säcken aufbewahrt. Es gehört zu unserem Bild Afrikas: Frauen die Mehlsäcke auf dem Kopf balancieren säumen den Straßenrand.
Das Gericht, das aus dem Mehl bereitet wird, hat je nach Land verschiedene Namen. In Malawi nennen sie es Sima, in Ruanda Ugali, in Uganda Posho und in Zimbabwe Sadza. Schmecken tut es überall gleich langweilig.
Die Frauen rühren das Mehl in kochendes Wasser ein und kneten es solange bis es

Patricks Freund Clever an der Maismühle

eine zähe Masse bildet. Dazu kann Gemüse, Fleisch oder Fisch gereicht werden. Dies sind aber stets nur Beilagen. Satt werden die Menschen vom Sima. Viele ziehen allerdings die Variante aus Maismehl dem Kasawa vor. Wir finden, es schmeckt beides nach füllendem, ungewürztem Nichts.

Patrick kocht für uns bei sich zu Hause. Von seiner Schwester Joyce, 5 Jahre, lernen wir wie man Sima isst. Man rupft mit der rechten Hand ein Stück aus dem ganzen Klumpen heraus und formt daraus eine Kugel. Diese wird dann in die Beilage getunkt. Joyce weiß schon wie man die Beilagen kocht, das Kasawa zu kneten ist noch zu schwer für sie.

Patricks Mutter verkauft Fisch auf dem Markt, seine Schwester bereitet daraus eine schmackhafte Beilage zum Kasawa

Ein Wort zur Kleidung

Patricks Großvater gesellt sich zu uns. Da Samstag ist, hat er sich in seinen beigefarbenen Anzug geworfen. Dazu trägt er violette Socken und schwarze blitzblank polierte Schuhe. Die Menschen in Afrika legen sehr großen Wert auf gute Kleidung. Am Wochenende putzen sich die Frauen fein heraus. Auf dem Land heißt das, sie tragen handgefertigte Trachten. Diese sind sehr farbenfroh. Nur Afrikanerinnen steht Feuerrot, Zitronengelb oder Orange. Wenn sie so gekleidet, ihre Kinder in bunten Tüchern auf dem Rücken, den Wasserkanister auf dem Kopf balancierend, elegant die Hüften schwingend, vor der Kulisse afrikanischer Naturschauspiele daherschreiten, möchte man anhalten und zuschauen bis sie in einen Feldweg verschwinden.

Samstag ist Markttag. Patrick führt uns durch die einzelnen Stände entlang der Hauptstraße. Hier bekommt man wirklich alles, auch Kleidung. Diese ist in Kategorien sortiert. Patrick erklärt uns, dass die Händler die Ware säckeweise aufkaufen: Schuhe, Herrenhosen, Damenblusen... Die Jugendlichen schauen vor allem nach T-Shirts mit Aufdrucken. Ich sehe mir die Ware näher an. Neben Fußballstars jede Menge Lokalwerbung für Fast-Food-Ketten aus den USA sowie den Sportverein in Klein-Kuckucksheim in Deutschland. Alles Stücke die aus der Altkleidersammlung kommen, im guten Glauben gespendet, dass es die Bedürftigen kostenfrei erreicht. Stattdessen werden die Sachen an Zwischenhändler verkauft, die die Einzelteile gewinnbringend weiterverkaufen. Wer bei diesem Spiel mitverdient kann man nur spekulieren (die Einheimischen beschimpfen ihre Regierung), aber es ist sicher nicht im Sinne der Spender. Abgesehen von der Tatsache, dass die Überschwemmung des Marktes mit Billigwaren aus Industrienationen jede Bemühung um lokale Textilindustrie im Keim erstickt.

Zum Kirchgang auf den Hügel

Wir sitzen gerade gemütlich beim Frühstück, da taucht Patrick wieder auf und erklärt uns, dass um 8 Uhr der englischsprachige Gottesdienst angefangen hat. Da ich immer noch auf der Suche bin nach einem Chor mit Trommelbegleitung (in Cape McClear gab es nur Gesang), machen wir uns auf. Wir beeilen uns, um noch rechtzeitig anzukommen und betreten die Kirche als gerade der Terminkalender verlesen wird. Ich habe Zeit mich umzusehen - alles junge Leute in Schuluniform. Ich frage mich gerade, wie diese Generation es schafft ihren christlichen Glauben mit alten Traditionen zu verbinden, als mich Patrick in die Rippen stößt. Der Priester hat uns aufgefordert nach vorne zu treten. Immer noch schweißtriefend stehen wir nun an der Kanzel und stellen uns der jungen Gemeinde vor. Die Mädels kichern.

Als wir unseren Lobgesang auf Afrika beendet haben, klatschen alle begeistert. Danach singt der Chor. Es klingt wunderschön, aber wieder keine Trommeln.

Wenn die Seefliegen über den See fliegen

Millionen kleiner Fliegen über dem Malawisee

Wir sehen in der Entfernung riesige schwarze Schatten über dem See. Ich denke zunächst verwundert an Regenwolken. Als diese jedoch näher rücken scheinen sie mehr wie Rauchsäulen. Der See brennt? Wohl kaum. Der Reiseführer verrät, dass es sich dabei um Seefliegen (Chaoborus) handelt. Ihr Larvenstadium verbringen sie in 250 Metern Tiefe im See, bevor sie sich in Schwärmen zu Millionen aus dem Wasser erheben. Bei (un)günstigen Winden werden sie an Land getrieben. Was dem Touristen wie eine Horrorszene aus Alfred Hitchcock erscheint („Die Fliegen“ ;-), weil sie in Scharen auf der Toilette, im Bett oder in der Suppe verenden, ist für den Einheimischen ein Segen. Die Malawier verarbeiten die Tierchen zu einem frittierten, proteinreichen Fladen, als Beilage zum Sima.

What will you give me to rememer you?

Nach fast einer Woche können wir uns endlich von diesem Ort lösen. Als wir uns von Patrick verabschieden - er sitzt wie jeden Tag am Strand und versucht seine Bilder zu verkaufen - fragt er mich, „what will you give me to remember you?“ Eine der vielen Arten und Weisen, wie wir in Afrika immer wieder nach Geschenken gefragt werden. Nun haben wir Patrick in den letzten Tagen gut kennen gelernt. Die gleiche Bitte wird aber auch von Menschen an uns herangetragen, die auf dem Supermarkt-Parkplatz an die Autoscheibe klopfen: „Gib mir Geld.“ “Ich habe Hunger.” „Was hast du mir aus Deutschland mitgebracht?“ Wenn man dann erstaunt fragt, warum man sie unterstützen sollte, antworten sie mit einem Lächeln im Gesicht „weil ich dein Freund bin“. Daran muss sich jeder Afrika-Reisende gewöhnen. Ebenso unvermittelt werden wir gebeten das Studium zu finanzieren. „Sponsoring“ nennen sie es hier. Dass das kein Europäer machen würde, weil der nicht einmal seine eigenen Verwandten unterstützt, versteht hier keiner. Viele Gespräche, die anfangs einen ganz anderen Verlauf nehmen, enden in solchen Bitten. Frustration über derlei gewöhnen wir uns jedoch bald ab. Anderenfalls verliert man nämlich den Spaß an der Konversation mit den Einheimischen. Sie versuchen eben ihr Glück und sind auch überhaupt nicht beleidigt, wenn wir ablehnen. Würden wir in ihrer Situation nicht das Gleiche tun?

Zuwurufu Hängebrücke

Sie ist die wahrscheinlich letzte Bambusbrücke Malawis und ein Meisterstück der Baukunst. Die filigranen Stäbe sind in gehörigem Abstand voneinander angebracht und miteinander verwoben. Durch die Spalte kann man die braune Brühe des Flusses darunter deutlich sehen. Ich stelle mir vor, dass ich alle Krankheiten der Welt bekomme, wenn ich mich dort hineinstürze. Stefan wird langsam ungeduldig, weil sein „Größenvergleich“ sich nicht bewegt. Also machen wir es umgekehrt: Er schwankt über die Brücke und ich mache die Fotos.

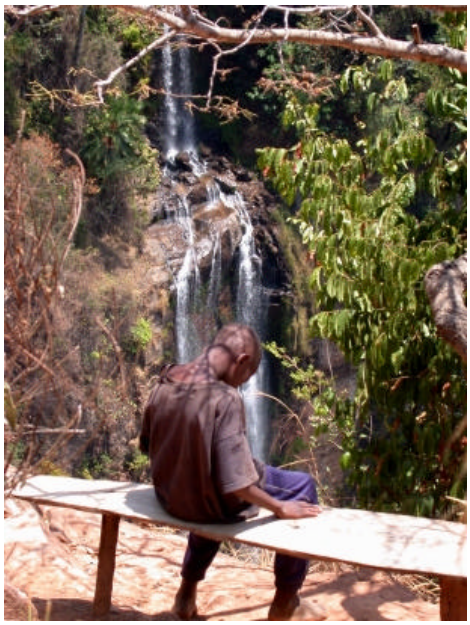
Die Zuwurufu-Hängebrücke und ihr vorsichtiger Bezwinger

Brandrodung ist in Afrika an der Tagesordnung, die Tierwelt (wie diese kleine Eidechse) muss sich rechtzeitig in Sicherheit bringen

Livingstonia – Auf dem Spuren früher Missionare

Livingston erreicht den Malawisee – die Darstellung stammt vom Kirchenfenster in Livingstonia

Die Livingstonia-Mission wurde 1894 von dem Arzt Dr. Laws gegründet. Er wählte diesen Platz nach mehreren „Fehlversuchen“ am See, um der Malaria zu entfliehen. (Das Land trägt nicht umsonst den Spitznamen „Malawia“.) Der Ort liegt auf 1200 Metern Höhe und hat ein gutes Klima. Neben einem Krankenhaus und einer Kirche lies Laws eine Schule errichten, denn auch er sah in der Ausbildung die wichtigste Säule bei der Hilfe zur Selbsthilfe.
Die Kirche hat ein schönes, buntes Glasfenster. Dieses zeigt die Ankunft des ersten Weißen, David Livingston, am Malawisee. Livingston schlug damit die Expedition des Deutschen Dr. Roscher, der den See erst zwei Monate später erreichte. Dieser hatte aber wenig Zeit seinen Frust zu verarbeiten, denn er wurde kurz darauf ermordet. So war das damals mit dem Reisen.
Das Haus von Dr. Laws ist heute ein Hotel und beherbergt ein kleines Museum. Hier sind die Utensilien des Arztes zu besichtigen. Anästhesiegeräte, Schulungsmaterial in Form von glasgefassten Dias, ein Grammophon. Hier können wir unbehelligt eine Zeitreise machen.



Die Machewe Falls

In der Nähe von Livingstonia sind die Manchewe Falls zu besichtigen. Bei unserer Ankunft haben sie jedoch recht wenig Wasser. Spannender ist da das Backpacker-Pärchen, das seine müden Glieder im Schatten ausruht. Eine Italienerin und ein Ire, die gerade ihren Vertrag mit einer Entwicklungshilfeorganisation in Angola erfüllt haben. Sie bringen schlechte Neuigkeiten mit. Der Frieden dort hält zwar nun schon 1 ½Jahre, aber die Menschen leiden sehr unter den Folgen des Krieges. Landminen überall machen Agrarwirtschaft unmöglich. Wer es aus Hunger und Verzweiflung trotzdem versucht, verliert nicht selten Gliedmaßen oder das Leben. Ebenso traurig sind die bewaffneten Soldaten, die sich aus Mangel an Perspektiven betrinken und dann wahllos mit ihren Gewehren um sich schießen. Ein regierungsfähiges Parlament kommt nicht zustande. Es gibt zu viele ausländische Interessen. Es ist in Angola wie im Kongo. Die einen unterstützen die Regierung und halten dafür die Hand auf, die anderen die Rebellen. Dabei wird das Land das eigentlich reich sein müsste, weil es über Öl und Bodenschätze verfügt, von Industrienationen ausgebeutet und zerrüttet.

Ein weiteres trauriges Kapitel afrikanischer Geschichte. (Literatur-Tipp: Afrikanische Totenklage, von Peter Scholl-Latour, erschienen im Goldmann Verlag)

Unser Camp schlagen wir heute Nacht auf dem Anwesen eines Engländers auf. Er betreibt ökologischen Landbau (=Permaculture) auf einem traumhaften Fleck Erde. Hier hat sogar das Örtchen eine schöne Aussicht. Wir können einen guten Teil des nördlichen Malawisees überblicken. Heute sind wir die einzigen Gäste. Das Personal kümmert sich rührend. Wir kochen Gemüseeintopf mit Gulasch. Das Fleisch ist aus Deutschland importiert. Da die Portion wieder einmal für uns zwei viel zu groß ist, laden wir die Angestellten ein. Sie freuen sich und füllen ihre Schüsseln. Nach dem ersten Bissen huscht allerdings ein Ausdruck des Entsetzens über ihr Gesicht. „Ist da Fleisch drin?“ „Ja warum, seid ihr Vegetarier?“ „Nein, aber das ist hoffentlich nicht Elefant, oder? Wir essen nämlich keine Elefanten.“ Ich denke an meinen Metzger zu Hause und kann mir, bei der Vorstellung wie er in einem Topf mit Elefant rührt, kaum das Lachen verkneifen.